

*Wiltrud Gieseke*

## Zur Demokratisierung des Geschlechterverhältnisses

### **Weibliches Selbstbewußtsein und neue Anforderungen im Emanzipationsprozeß**

Es gibt zur Zeit für Frauen kein politisch interessanteres Thema als die gesellschaftliche Organisation des Geschlechterverhältnisses, aber da wir, was grundlegende Reformen angeht, in einer Phase „rasenden Stillstandes“ leben, gilt andererseits auch, daß es kein Thema gibt, dem gegenwärtig stärker ausgewichen wird. Dies trifft die Frauenbildung in einer Phase, in der sie keine mit dem Defizitansatz bildungspolitisch begründete Förderung mehr erhält und auch keine gesonderten Modellversuche mehr ausgewiesen werden. Allerdings fördert die Deutsche Forschungsgemeinschaft einen Forschungsschwerpunkt zu diesem Thema.

Die dominante öffentliche Thematisierung der Frauenbildung konzentrierte sich in der Vergangenheit auf qualifikatorische Defizite in der Nachfamilienphase und die damit zusammenhängende mangelnde durchgehende Präsenz von Frauen auf dem Arbeitsmarkt. Weitere Förderaktivitäten über Weiterbildung betrafen den Bereich Frauen und Technik, um Frauen breitere Zugänge auf dem Arbeitsmarkt zu öffnen. Weniger durch Modellprojekte unterstützt, aber durch Frauen in Bildungsinstitutionen nachgefragt sind alltagsrelevante Bildungsangebote, die besonders auf den Lebenszusammenhang von Frauen eingehen.

In den Naturwissenschaften und im Technikbereich haben Frauen sich erst wenige Plätze erobert, deshalb bleibt hier eine Förderlücke; ansonsten ist ausreichend Wissen vorhanden, um Strukturen zu schaffen, die Frauen unabhängig von ihrer Familiensituation den Zugang zu allen Positionen sichern. Konnte sich in den 70er Jahren die Emanzipation der Frau durch die Frauenbewegung öffentlich artikulieren, so mündete dies in den 80er Jahren in besondere Bildungsförderkonzepte für Frauen ein, um die angestrebte Emanzipation realisieren zu können. Forschungsaktivitäten konzentrierten sich auf die Mädchen- und Frauenbilder, die gesellschaftlich transportiert wurden. Das Gleichheitskonzept war dafür der antreibende Motor.

Zur Zeit, gerade auch in den neuen Bundesländern nach der Wende bis heute (vgl. Nickel/Schenk 1994), sind wir mit der Tatsache konfrontiert, daß der Arbeitsmarkt Frauen nicht in der Weise aufnimmt, wie es ihre Bildungsvoraussetzungen ermöglichen würden. Das gilt auch dann, wenn – wie bei den Frauen im Osten – keine Berufsunterbrechung in Folge der Familienphase vorliegt. Gerade diese Berufsunterbrechung wurde in der alten Bundesrepublik als Ursache ins Feld geführt, um die schlech-

tere Situation von Frauen auf dem Arbeitsmarkt zu begründen. Aber auch wenn Frauen dieses „Defizit“ nicht aufweisen, sind ihre Chancen, wie die Entwicklungen in den neuen Bundesländern zeigen, keineswegs besser. Arbeitsmarkt und Berufswahl sind immer noch geschlechtsspezifisch strukturiert. Gerade in der Besetzung von herausragenden gesellschaftlichen Positionen ergeben sich – trotz hoher Studienbeteiligung von Frauen – keine Verbesserungen. Zwar sind leichte Veränderungen in den Partnerbeziehungen festzustellen, aber von einer gemeinsamen Verantwortung für die Kinderbetreuung sind wir noch weit entfernt. Doppelbelastung und Karriereeinbußen bei den Frauen durch die Familiengründung sind nach wie vor zu konstatieren. Der Arbeitsmarkt und die betriebsinterne Förderpolitik erweisen sich als entscheidende Ausbremsen bei der Realisierung eines demokratischen Geschlechterverhältnisses oder der Umsetzung des Gleichheitsgebots. Es fehlt eine gleichberechtigte Väter- und Mütterpolitik. Der Vaterschaftsurlaub oder spezifische geschlechtsunabhängige Familienregelungen sind immer noch nicht in gleicher Weise akzeptiert (Geissler/Maier/Pfau-Effinger [Hrsg.] 1998, Rabe-Kleberg 1992, Beckmann/Engelbrech [Hrsg.] 1994, Schiersmann 1995).

Die 90er Jahre werden als Fortführung und Stabilisierung der 80er Jahre betrachtet, allerdings mit nachlassender Intensität in der Frauenförderung. Den Frauen wird im Reformstau Gelassenheit und Weitblick angeraten, um die erreichten Positionen selbstverständlicher, also selbstbewußter besetzen zu können, Bildungsangebote werden zu Beratungsangeboten auf einer anvisierten Karriereleiter. Aber noch immer ist es keineswegs erreicht, daß Frauen in Entscheidungssituationen wirklich selbständige Entscheidungen treffen können.

Dabei wendet sich das Gleichheitspostulat häufig gegen die Frauen. Sie benötigen, so die Argumentation, keine besondere Förderung im betrieblichen Zusammenhang, auch nicht in der Weiterbildung, da sie ja gleichberechtigt sind und den gleichen Bildungsstand haben. Alles weitere wird nicht mehr als Diskriminierung oder Ausgrenzung interpretiert. Es besteht also eine Gleichheit in den Leistungsprofilen, die zwar keine offene, direkte Abwertung von Frauen mehr zuläßt, aber der Geschlechterhierarchie als gelebte gesellschaftliche Entscheidungshierarchie den Vorrang einräumt. Familiäre Situationen gelten in Zeiten der Individualisierung als private Angelegenheiten, obwohl das Rechtssystem, die Arbeitsstrukturen, ja selbst die Berufsstrukturen mit einer bestimmten Geschlechterhierarchie und Aufgabenteilung arbeiten. Änderungen sind hier nur erreichbar, wenn die Anerkennung von Differenz der Frauen untereinander sie nicht daran hindert, den Reformstau in der Geschlechterfrage weiterhin als übergreifendes gesellschaftliches und ökonomisches Thema zu begreifen.

Ein selbstverständlicher Zusammenhalt, den es bei allen individuellen Differenzen unter Männern gibt, ist bei Frauen nicht ausreichend entwickelt worden, so daß weibliche Eigenarten, wie sie sich historisch entwickelt haben, weniger selbstverständliche Akzeptanz – besonders auch zwischen den verschiedenen Generationen – finden als männliche. Alte Klischees, die immer eine Abwertung bereithalten, stehen unmittelbar zur Verfügung. Es gibt für Frauen wenig Spielraum für neue Frauenbilder; auf dem Wege dahin resignieren sie oder werden Opfer der belastenden Lebensumstände. Vor diesem Hintergrund gibt es einen neuen Aufklärungsbedarf, der sich auf die subtilen Mechanismen der Geschlechterkommunikation im Alltag einläßt. Dafür ist zu bedenken, daß die Mädchen in den schulischen Leistungen inzwischen einen Vorsprung ha-

ben. Die Schulforschung zeigt allerdings, daß es neben der Individualisierung und gleichen Leistungsfähigkeit noch eine Reihe von Verhaltens- und Interessensdifferenzen gibt. So existieren Differenzen im Spielverhalten, im Sozialverhalten in den Klassen, im subjektiven Erleben des Schulalltags; auch differieren weiterhin die Vorlieben für bestimmte Fächer. Hier gab es deshalb Initiativen, die soziale Dominanz von Jungen bei bestimmten Fächern durch andere Organisationsformen auszugleichen (z.B. Baumert 1992, Drerup 1997, Ehrich 1996, Faulstich-Wieland 1995, Faulstich-Wieland/Horstkemper 1995, Horstkemper 1988, Kreienbaum/Metz-Göckel 1992, Pfister/Valtin 1993, Tillman 1992, Valtin 1999).

Erreicht ist bisher das, was bereits im 19. Jahrhundert die aufgeklärtesten Bürger und auch einige bürgerliche Frauenrechtlerinnen erreichen wollten: die kluge und gebildete Frau an der Seite ihres Ehemannes. Weiterhin erreicht ist eine selbstverständliche Akzeptanz ihrer Berufstätigkeit, unabhängig von ihrer Lebenslage, auch ist die Übernahme von Leitungspositionen in allen Berufsfeldern keine Unmöglichkeit mehr, wenngleich die Berufstätigkeit einer Mutter mit kleinen Kindern im Westen noch nicht überall akzeptiert ist. In den Augen vieler ist damit bereits ein Übermaß an Gleichheit erreicht, und es zeichnet sich gerade in dem Moment, da die Demokratisierung im Geschlechterverhältnis sich realisieren könnte, insgeheim eine Neigung zum Rückzug ab, so als sollten bereits eroberte Positionen wieder aufgegeben werden. So erschien z.B. in der Wochenzeitschrift „Die Zeit“ ein Artikel unter der Überschrift: „Also doch lieber nur Mutti sein? Der große Traum heißt: Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Aber die Skepsis wächst, ob es denn geht“ (Mayer 1998: 51f.). Wann stellt man diese Frage den Vätern? Man fühlt sich zurückversetzt in die beginnenden 60er Jahre. Der allgemein beklagte gesellschaftliche Reformstau ist unverkennbar, nur will ihn niemand dort zur Kenntnis nehmen, wo eingreifende Veränderungen notwendig wären. Der Reformbegriff hat sich verändert, es wird rationalisiert und innoviert, um nicht grundsätzlich reformieren zu müssen. Jeder Rückschritt wird gerne, aber möglichst stillschweigend mitvollzogen.

### **Wege zur Auflösung der Geschlechterhierarchie durch den bisherigen Gleichheitsdiskurs?**

Gibt es in der Geschlechterfrage keinen Bildungsauftrag mehr, hat sich die Aufgabe im aufklärerischen Sinne erledigt, gibt es in dem Sinne ein Optimum an gesellschaftlicher Egalität zwischen den Geschlechtern, so daß jedes Individuum in der individualisierten Gesellschaft seinen eigenen Weg gehen kann?

Diese Fragen können sicher nicht positiv beantwortet werden, eher liegt in der gegenwärtig vorhandenen Gleichberechtigung die Falle, die die Frauen veranlaßt, gesellschaftlichen Einfluß, den sie gerade im Begriffe sind zu erringen, wieder aufzugeben. Ein neuer Anlauf, um weiterreichende Strukturveränderungen zu erreichen, ist also notwendig.

Die Butlerschen Dekonstruktionen zum Geschlechterverhältnis (Butler 1991) haben sehr differenziert deutlich gemacht, wie sehr das hierarchische Geschlechterverhältnis sich der vorhandenen Klischees und Bewertungen bedient hat, um daraus We-

sensunterschiede abzuleiten. Das Geschlecht selbst aber als eine Konstruktion anzusehen, scheint einen Schritt zu weit zu gehen; eher ist es doch so, daß soziale Zuschreibungen, hierarchische Bewertungen und Aufgabenverteilungen und damit auch gesellschaftliche Gestaltungsmöglichkeiten zu einer bestimmten Geschlechterkonstruktion geführt haben.

Die gegenwärtige Abneigung, aus der Frauenperspektive heraus neue Strukturen zu schaffen, läßt den Butlerschen Ansatz auf fruchtbaren Boden fallen, denn hier existieren die trennenden Fragen zwischen den Geschlechtern nicht. Wie z.B. wird die Kinderfrage gelöst? Sie ist theoretisch nicht berücksichtigt. Sie wird ebenfalls zu einer Konstruktion. Die Erklärung des Körperlichen zu einer Fiktion macht alle gesellschaftlichen Probleme für Frauen in der Nachfolge des Gebärens auch zu fiktiven Problemen. Frauen werden als mit besonderen Potentialen ausgestattete Menschen weiterhin nicht anerkannt, schlimmer, sie sind gar nicht existent, allenfalls gelten sie als „mindere Männer“, aber nicht als Angehörige eines eigenständigen Geschlechts, weil sie sich vor einer weiter bestehenden sozialen Auslegung fürchten und sich nicht für stark genug halten, neue eigene Auslegungen gesellschaftlich zu realisieren. Die Trennung zwischen öffentlicher Arbeit und privater Kinderversorgung ist also durch dieses Theorieangebot nicht aufgehoben. Dort wo Butler (1993: 41) auf Irigaray antwortet, indem sie sich ihr anschließen möchte und erklärt, daß die Geschlechterdifferenz eine offene Frage ist, meinte Irigaray aber nicht dasselbe. Für Irigaray ist offen, was Frauen in ihren Selbstinterpretationen daraus machen, aber sie nimmt vor dem Hintergrund ihrer Analysen an, daß diese Selbstinterpretation nur dann wirklich einen Entfaltungsschub für Frauen bereithält, wenn eine Rückbindung an körperliche sexuelle Selbstaufmerksamkeit vollzogen wird. Irigaray geht es um eine Neugewinnung oder Rückgewinnung weiblicher Symbolik (vgl. Irigaray 1989). Dadurch muß die lesbische Perspektive, um die es Butler vor allen Dingen geht, nicht in Frage gestellt werden. Sie bietet sich als weitere Ausdifferenzierung an. Auch Entwürfe von Androgynität könnten sich parallel anbieten. Eine Adaption männlicher Selbstinterpretationen und Verkehrsformen wird das Geschlechterverhältnis kaum ändern, nur für Frauen härter akzentuieren. Der Rollentausch zwischen den Geschlechtern wird dann thematisiert werden, aber auch dort bedient man sich dann der tradierten Klischees. Die androgyne Lebensweise als Möglichkeit, alte, begrenzende Frauenrollen zu verlassen, hatte in den 20er Jahren Sprengkraft. Hier dokumentierten die Frauen unter Nutzung der Klischeeperspektive ihre Rollenvielfalt. Sie überschritten zugewiesene Grenzen. Eine emanzipierte Frau ist damit eine männliche Frau, sie kann offensichtlich die ihr zugeschriebenen Klischees nur überwinden, wenn sie männliche Verhaltensweisen übernimmt. Ihr voraussehbares berufsbiographisches Defizit bei unveränderten Familienaufgaben bleibt aber in dieser Betrachtung ausgeklammert, bedarf keiner gesellschaftlichen, betrieblichen, unternehmenspolitischen Berücksichtigung. Auch heute weist die androgyne Perspektive nicht darüber hinaus (Flaig/Meyer/Ueltzhöffer 1993).

Frauen spielen keine Rolle, weil sie sich selbst als Unterlegene konstruieren, nicht weil es Umstände gibt, die gesellschaftlich gegen sie eingesetzt werden. Mit der Formel „Geschlecht ist nur eine Konstruktion“ werden die Gebärfähigkeit und in der Folge vor allem die Vorstellung, daß Kinder die Mutter mehr als den Vater benötigen, zur entscheidenden gesellschaftlichen Ausgrenzungsfrage der Gegenwart. Denn diese Differenz selbst ist nicht konstruiert, wohl aber ihre gesellschaftliche Behandlung als pri-

vate Entscheidung. Solange die Problematik der Verantwortung für Kinder aus den wissenschaftlichen Analysen und Theorien, aus politischen Entscheidungen und aus der Strukturierung des Berufsalltags von beiden Geschlechtern ausgeklammert wird, gibt es keine Einlösung des Gleichberechtigungsgebots. Dieses wird aber nur eingelöst, wenn die Zweigeschlechtlichkeit eine akzeptierte Größe ist, die nichts über Leistungsfähigkeit, Kreativität, Kognitionen u.ä. aussagt. Das haben die Frauen in den letzten zwei Jahrhunderten gegen harte Widerstände bewiesen.

Die Ausblendung der biologischen Differenz, die noch nichts über soziale Lebensformen sagen muß und wahrlich nichts über Kompetenzen und Fähigkeiten aussagt, verfestigt aber geradezu die sozialen Konstruktionen als Folgen dieser Differenz.

Ein besonderes Fluchtmotiv bietet die neue Computereuphorie, wo Körper und Maschine gleichgesetzt werden und der Computer Ausdruck der Vernetzung, des Informationsnetzwerkes ist. Der Austausch genetischer Informationen beherrscht den Diskurs, Geschlechtertransformation, Geschlechterauflösung scheint der neue Weg zu sein. Die Maschine ist das Herstellbare. Dabei wird übersehen, daß der Mensch keinen Körper „hat“, sondern der Körper vielleicht den Menschen „fester im Griff (hat), ja konstitutiv für sein Handeln und seine Kreativität ist“ (Joas 1996). Sich für diesen neuen Diskurs zu öffnen, hat nichts mit Wiederbelebung organismischen Denkens oder naturphilosophischer Diskurse eines „ewig Weiblichen“ zu tun, sondern deckt nur auf, wie sehr – psychoanalytisch betrachtet – die Maschine als künstliches Produkt, als Abbild des Gebärens fungiert. Der Mythos des Penisneides könnte sich als ein projizierter Gebärneid erweisen, auf den alle Bemühungen zurückgehen, Frauen aus der von Männern konstruierten gesellschaftlichen Wirklichkeit herauszuhalten. Genau in dem Moment, da die Molekularbiologie eine Aufwertung des biologisch Weiblichen vornimmt, wird die Interpretation der Zweigeschlechtlichkeit auch von Feministinnen mit Geschlechterhierarchie und Abwertung der Weiblichkeit gleichgesetzt, als würde sich mit der erreichten Gleichberechtigung die Geschlechtlichkeit auflösen. Fraglich ist, ob auch Männer ähnlich fanatisch ihre männliche Identität ablegen würden, wie Frauen es tun. Knapp spricht von einem Zwang zur Übernahme einer vermeintlich neutralen, in Wirklichkeit aber männlichen Identität, ohne sich zu fragen, wohin man möchte und was es individuell zu akzeptieren gilt (vgl. Knapp 1995). Auf jeden Fall ist erkennbar, daß die Notwendigkeit zur Auflösung der weiblichen Geschlechterklischees und die Festlegung der Frau auf die Mutterrolle Themen von gestern sind. Hier klinkt sich keine ernstzunehmende Diskussion mehr ein. Gegenwärtig bleibt aber die Frage: Bedeutet die Ablegung der Frauenklischees, daß dahinter bei den Frauen die Muster durchkommen, die wir als männlich identifizieren? Das hieße, daß Frauen sich in der Selbstbefreiung zum männlichen, besseren Muster durcharbeiten, daß sie nur unter dem Diktat eines Klischees leben. Geschlechterverhältnisse verändern sich aber nur, wenn sich die Klischees aller am Spiel Beteiligten verändern.

Wenn es gegenwärtig en vogue ist, zwei Geschlechter zu leugnen, wiederholt man nur im neuen Licht die Ausgrenzung der Frauen aus der gesellschaftlichen Wirklichkeit; ihre eigenen Potentiale zur Gestaltung gesellschaftlicher Wirklichkeit kommen nicht zum Zuge. Sie sind lediglich als Frauen, die ihr Defizit behoben haben – nämlich kein Mann zu sein -, präsent. Typisch für diese Haltung ist das Lob, sie seien „der bessere Mann“. Bei dieser Bewertung bleibt die Geschlechterhierarchie erhalten, weil der Veränderungsprozeß nur bei den Frauen ansetzt. Zwar scheint der Ausweg aus stereo-

typen Weiblichkeitsmustern über die Adaption von männlichen Verhaltensweisen möglich zu sein. Dies ist für Frauen aber langfristig kein Reservoir, um aus der eigenen Mitte heraus kreativ gestaltend tätig werden zu können und dem Widerstand dagegen standzuhalten, weil sie gleichsam nur in eine andere Haut schlüpfen. Sie können sich subjektiv als Frauen nicht akzeptieren und interpretieren sich nicht auf der Basis ihrer eigenen Mitte, sondern nur im Lichte männlicher Sichtweisen. So werden Geschlechtergrenzen in neuer Weise festgeschrieben. Nur wenn Frauen mit ihren Potentialen das gleiche Gestaltungsrecht haben und ihre physischen Gegebenheiten gesellschaftlich nicht gegen sie gewandt oder gelehnt werden, kann sich egalitäre Zweigeschlechtlichkeit entfalten. Die affirmative Betrachtung der gegenwärtigen Geschlechterorganisation fordert die gegenwärtig vielzitierten „lernenden Organisationen“ heraus, nicht weiterhin mit einer männlich definierten „Gleichheit“ bei der Organisation von Arbeit zu operieren, sondern aus der zweigeschlechtlichen Perspektive den Frauen deutlich mehr Gestaltungsspielraum einzuräumen. Nagl-Docekal (2000) eröffnet für diesen anstehenden Diskurs mit einer philosophischen Auslegung des Freiheitsbegriffs aus gender Perspektive neue argumentative Anschlüsse.

Die Bildungsnachfragen auf dem freien Bildungsmarkt verlagern sich also auf interaktives, psychosoziales Lernen und Reflektieren. Wo Frauen ihre Möglichkeiten nicht nutzen können, um gesellschaftlich gestaltend einzugreifen, sich wechselseitig zu fördern, sind die Bildungsinstitutionen bereits jetzt mit neuen Anforderungen konfrontiert, die die frustrierten, desavouierten, unterbewertet eingesetzten, ausgegrenzten Frauen besonders in der Gesundheitsbildung nachfragen. In der eingeschlechtlich strukturierten Männerwelt können Frauen sich zwar behaupten, sie fühlen sich aber doch eigenartig fremd, weil diese Welt nicht von ihnen mitgestaltet wurde und weil sie nur mühsam neue Rollen übernehmen können. Gleiche oder gar bessere Leistungen genügen hier nicht; immer wieder werden Frauen mit dem konfrontiert, was sie in der Männerwelt vergessen wollten, nämlich eine Frau zu sein. Ihr eigenes Negativklichee hält sie gefangen, sie grenzen sich entweder noch mehr von anderen Frauen ab oder sie resignieren. Frauen in gesellschaftlich herausragenden Positionen befinden sich in absoluter Ausnahmesituation. Nur sehr differenzierte, intelligente und souveräne Männer sind in der Lage, mit Frauen in leitenden Positionen kollegial und unkompliziert zusammenzuarbeiten. Die Verleugnung von zwei Geschlechtern und die Aufgabe einer selbstdefinierten Weiblichkeit lohnen sich nicht, wenn dies nicht auch von Männern für ihre eigene Rolle mitvollzogen wird. Es ist deshalb für reflexive Lernprozesse nicht förderlich, die Zweigeschlechtlichkeit zu leugnen, vielmehr müssen unterstützende Ansätze selbstbewußter Weiblichkeit für ein sich demokratisierendes Geschlechterverhältnis herausgearbeitet werden. Der Aufklärungsprozeß kann nicht zu einer gänzlichen Selbstverabschiedung führen, denn es gibt – wie die Sozialisationsforschung erwiesen hat – keinen sich nicht auch geschlechtlich definierenden Menschen (vgl. Schütze 1999, Becker-Schmidt 1995). Wenn Mädchen keine positive Akzeptanz bis in die Pubertät hinein erfahren, holt sie die Selbstverleugnung später ein. Sich an männlichen Idealen zu orientieren, verstärkt nicht neutrale, sondern nur männlich idealisierende Positionen.

Vor diesem Hintergrund hat sich in der Bildungstheorie Sprachlosigkeit breitgemacht, weil die Sorge existiert, eine Perspektive der Zweigeschlechtlichkeit sei gleichbedeutend mit der Übernahme alter weiblicher Stereotypen. Es ist jedoch eher so, daß

die Position des Ignorierens die männliche Dominanz im Geschlechterverhältnis fest-schreibt. Eine Bildungstheorie aus der Perspektive der Zweigeschlechtlichkeit hat den Prozeßcharakter in der Auflösung alter Geschlechterstereotypen, die Widersprüchlichkeiten in der Selbstreflexivität und die Verarbeitungsformen von Weiblichkeit in den zweigeschlechtlichen Strukturen im Blick. Interessen von Frauen, Vorstellungen von einem anderen Leben vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Möglichkeiten in bestimmten Lebensphasen, aber gegenwärtig auch besonders die Folgelasten des hierarchisierten Geschlechterverhältnisses und die Leugnung einer generellen Frauendiskriminierung bestimmen erwachsenenpädagogische Fragestellungen zur Frauenbildung. Um nicht zu resignieren, nutzen Frauen die Erwachsenenbildung und speziell die Gesundheitsbildung gegenwärtig dafür, sich körperlich zu stabilisieren, sich also zu erhalten. Die in der Öffentlichkeit unterbewertete Weiblichkeit stabilisiert sich dort, wo sie sich nicht verleugnen muß und akzeptiert ist: in der Erwachsenenbildung. Gerade in dem neuen Klischee von der jungen, dynamischen Frau und der Ausblendung weiblicher Lebensläufe lebt die Nichtakzeptanz der Frauen in ihrer ganzen Lebensbreite weiter.

In diesem Sinne stehen wir vor entscheidenden Problemverschiebungen, die auch bildungstheoretisch zu Korrekturen und neuen Akzenten in der spezifischen Frauenbildung führen, aber besonders zur Sensibilisierung für die Interaktionsstrukturen im Geschlechterverhältnis einen Beitrag erbringen müssen.

## **Zwei ineinandergreifende Bildungskonzepte der Frauenbildung**

Zwei Typen von Frauenbildung müssen bei einer sich demokratisierenden Zweigeschlechtlichkeit in Zukunft Hand in Hand gehen: Zum einen eine „eingreifende Bildung“ und zum anderen eine biographische Selbstaufklärung. Richtet sich das erste Konzept darauf, daß sich im Sinne von Organisationsberatung oder über Qualitätszirkel institutionelle Bedingungen im Sinne von lernenden Organisationen aus Geschlechterperspektive verändern, so sind mit dem zweiten Konzept lebenslaufbegleitend integrierende oder spezifische Angebote mit der Vielfalt von Problemlagen beschäftigt, um selbstbewußtseinsstärkend, aufklärend, kritisch und handlungsunterstützend zu wirken.

### *a) Eingreifende Bildung*

Die sogenannte „eingreifende Bildung“ (Gieseke 1998) hat das Ziel, Frauen und Männern mit kleinen Kindern die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu ermöglichen. Dies ist inzwischen keine Frage der Selbstverwirklichung mehr, sondern eine Überlebensnotwendigkeit für Mütter und Kinder, da die klassische Familie mit dem Vater als Versorger faktisch kein dominantes Modell mehr darstellt. Kinder wachsen heute unter Bedingungen auf, die von gesellschaftlicher und staatlicher Seite nicht mehr allein mit traditionellen Politik- und Arbeitsmodellen beantwortet werden können.

Von der Einbeziehung der familiären Aufgaben von Frauen und Männern in neue, flexiblere Arbeitsstrukturen in den Unternehmen hängen gerade in der gegenwärtigen Arbeitswelt alle kulturellen und sozialen Fragen des Zusammenlebens ab. Hier wird

das Modell „Arbeiten und Leben in der Zweigeschlechtlichkeit“ neu geschrieben. Es gibt bereits Beispiele bei einigen großen Firmen, die genau diesen Veränderungen durch neue Familienservice-Konzepte Rechnung tragen. Die Familiensituation, die Arbeitsorganisation, die Wohnungsstrukturen, die finanzielle Situation, die Urlaubsorganisation, all das betrifft das Geschlechterverhältnis und kann nicht mehr nach dem Modell der bürgerlichen Familie – mit dem versorgenden Vater und der mitverdienenden Mutter – geregelt werden. Die Frage, ob Kinder Mutter und Vater, vielleicht auch Geschwister benötigen, soll an dieser Stelle nicht behandelt werden, es geht hier nur darum, daß die jeweiligen einseitigen Rollen der Eltern nicht mehr akzeptiert werden, d.h. auch nicht mehr erzwungen werden können.

Unternehmen können gerade in Anbetracht der Globalisierung diesen kulturellen Wandel im Geschlechterverhältnis nicht mit konservativen Mitteln beantworten, wie selbstverständlich einen Reformstau hinnehmen und gleichzeitig von den arbeitenden Individuen Innovationskraft verlangen. Auch die Produktwerbung kann nicht weiterhin auf die Frau als Werbeträgerin setzen und sie faktisch im Berufsalltag deklassieren. Diese Widersprüche verlangen nach modernen Lösungen, sonst ist mit destruktiven Antworten zu rechnen, die in noch nicht voraussehbare Richtungen weisen. Eingreifende Bildung unterstellt, daß der Demokratisierungsanspruch im Geschlechterverhältnis geteilt wird, daß sich in den Betrieben keine verdeckte Frauenverachtung stabilisiert. Eingreifende Bildung will als Initiativlernen in den Institutionen organisatorische und innovative Ideendefizite angehen, um die Position von Frauen in den Unternehmen zu verbessern und damit auch die Arbeitsstrukturen insgesamt zu optimieren. Eingreifende Bildung ist Lernen am Arbeitsplatz und damit ein Aspekt lernender Organisationen. Auch geht die eingreifende Bildung nicht von einem abstrakten Aufklärungsbedarf aus, sondern setzt bereits beim Geschlechterdialog an. Sie unterstellt die Verarbeitung von Wissen aus der Geschlechterforschung, will aber am mentalen Reformstau arbeiten, für den neue Lösungen gesucht werden müssen, um optimale Arbeitsstrukturen für beide Geschlechter zu finden, in denen Frauen nicht mehr allein die Assistenzrollen zufallen, damit sich konstruktive – und das heißt, leistungsfähige und kreative – Arbeitsbeziehungen herausbilden können (siehe auch Höhler 2000).

### *b) Biographische Selbstaufklärung – das nicht akzeptierte (weibliche) Selbst?*

Was aber, wenn keine positiven Selbstbilder unterstellt werden können? Selbst in Universitätsseminaren kann man beobachten, wie schwer es vielen Frauen fällt, das, was sie untereinander selbstverständlich diskutieren und als geteiltes Wissen betrachten, in gemischtgeschlechtliche Diskurse einzubringen. Die Hierarchisierung und die gesellschaftlich den Frauen nicht zugestandene Definitionsmacht sind in den Köpfen fester verankert, als von Frauen wie von Männern eingestanden wird. Das gleiche Problem gibt es aber auch innerhalb der verschiedenen Frauengenerationen. Aufklärung durch Wissen stößt hier an Grenzen, denn Sozialisationserfahrungen einer abgewerteten Weiblichkeit setzen sich schon bei den jungen Mädchen fest. Die Abweisung von älteren Frauen spielt u.a. auch deshalb bei jungen Frauen eine so große Rolle, weil sie so nicht werden wollen. Es gibt keine zwischen den Generationen eingeübte und institu-

tionell strukturierte weibliche Rückbezüglichkeit, die Vorbildcharakter hat; hier hat die Frauenforschung noch eine große Aufgabe zu erfüllen. Das „*affidamento*“ (vgl. *Libreria delle donne di Milano* 1988) hat einen entscheidenden Anstoß gegeben, der genau das Problem des überall konstatierten mangelnden weiblichen Selbstbewußtseins betrifft. Es gibt keine akzeptierenden, sich trotz kontroverser Ansichten wechselseitig bestätigenden inneren Verbindungen zwischen den Frauengenerationen. Damit fehlt eine Voraussetzung für die weiblichen Individuen, einen aktiveren Part im demokratischen Geschlechterverhältnis zu erreichen. Nur durch innere Freiheit und Akzeptanz des eigenen Geschlechts, wie sie bei Männern – durch die gesellschaftlichen Verhältnisse sanktioniert – ganz selbstverständlich vorhanden sind, könnten Frauen die Stärke gewinnen, um die institutionelle Freiheit zu erreichen. Die emotionale Kraft, die daraus erwächst, daß jede Frau sich ein eigenes Gewicht im Rückbezug zu anderen Frauen gibt, kann das nötige Selbstbewußtsein schaffen, um vorhandenes Wissen zur gesellschaftlichen Wirkung zu bringen.

Bildungsprozesse können angesichts dieser Situation eine biographische Selbstaufklärung im Sinne von Versöhnung mit dem eigenen Geschlecht und eine Gewinnung von Selbstakzeptanz als weiblicher Mensch bewirken und so die gesellschaftlichen Bedingungen für beide Geschlechter optimieren. In der Position einiger Frauenrechtlerinnen, daß es eine Auflösung der Geschlechtergrenzen geben und daß dies zu einem Ausgleich der Interessen von Frauen und Männern führen wird, ist die verinnerlichte, aber nicht zur Kenntnis genommene Frauenverachtung enthalten, die auf der Flucht ist vor dem eigenen Geschlecht, den nicht zu akzeptierenden alten Vorbildern. Neue Vorbilder werden aber nicht erarbeitet, oder das Wissen um die Diskriminierung im Geschlechterverhältnis wird insgesamt geleugnet. Diese Position bleibt auf halbem Wege zur Emanzipation stehen. Einerseits werden diese Sachverhalte reflektiert, andererseits wirken die überkommenen Sozialisations- und Erziehungslektionen weiter, die da heißen: Du hast keinen Einfluß; du darfst nicht sein, wie du vielleicht gerne wärest; du mußt den Vorstellungen von einem weiblichen Wesen entsprechen; du wirst allein sein, wenn du dich nicht einfügst; deine Meinung gilt nichts. Und aus der eigenen Perspektive: Ich will nicht mit typischen Frauenaufgaben identifiziert werden; ich bin nicht wie eine Frau; ich kann nicht alle Anforderungen erfüllen; es hat sowieso keinen Sinn, man bekommt keine Anerkennung; also kann ich machen, was ich will, es gibt bessere Perspektiven usw.

Es ist die von Becker-Schmidt (1987) beschriebene falsche Identität, mit der viele Frauen sich abmühen. Sie begreifen und akzeptieren die Emanzipation über den Verstand, fühlen sich aber am sichersten, wenn sie von männlichen Urteilen und Leitbildern umgeben sind. Eine andere Bearbeitungsform ist die Überkompensation, etwa bei der Übernahme einer Leitungsposition. Das kann unter anderem so geschehen, daß man sich von anderen Frauen abgrenzt und sich beliebt macht, indem man bei Neueinstellungen nur Männer berücksichtigt. Häufig sind Frauen in herausgehobenen Positionen der Loyalität ihrer Mitarbeiterinnen nicht sicher, oder sie befürchten die Übertragung eines Tochter-Mutter-Konfliktes. Also zahlen sie freiwillig den geforderten Tribut für den eigenen Aufstieg und fügen sich in die vorhandene Hierarchie ein. Beurteilungsdruck oder subtile Abwertung durch Kollegen, zu deren Netzwerken man nicht gehört, werden zur schweren Belastung, wenn man nicht auf ein weibliches Selbstbewußtsein zurückgreifen kann (z.B. Goffman 1994, Suwelack 1998, Tannen 1991 und 1992).

Stärkung des Selbstbewußtseins und Besinnung auf die weiblichen Potentiale, die auch Differenzenerfahrungen sind, bedeuten unter den gegenwärtigen Bedingungen in diesem Sinne gerade nicht Aufgabe des Gleichberechtigungsanspruchs und ein Sich-Einfügen in eine vordefinierte Weiblichkeit. Dies sind überholte Diskurse, obwohl das Argumentieren gegen Konstruktionen von Weiblichkeit auch in der feministischen Theoriebildung immer wieder durch Rückfälle in Abwehrkämpfe gegen diese auch gesellschaftlich nicht mehr aktuellen Modelle bestimmt ist (Winterhager-Schmid 1998). Es wäre aber ebenso fatal, wenn Frauen nur dann beruflich und gesellschaftlich zum Zuge kommen, wenn sie die Klischees männlichen Verhaltens übernehmen. Aus Forschungen zu androgynen Verhaltensweisen ist bekannt, daß diese zwar zu partiellen Erfolgen führen können, letztlich damit aber kein wirklicher Durchbruch zur Gleichberechtigung zu erreichen ist. Es lohnt sich aber auch nicht, sich gegen ein Weiblichkeit-sideal abzugrenzen, das es so nicht mehr gibt. Nur eine differenzierte Beschäftigung mit den Folgen der auf halbem Wege stehengebliebenen Modernisierung weiblicher Biographien kann zu neuen Wegen in der Frauenbildung führen. Dabei darf es keine Tabus und längst überholte Diskurse mehr geben; ein neuer, unvoreingenommener Blick ist nötig.

Die Erfahrungen aus der Frauenbildung und der Arbeitswelt zeigen, daß noch einmal alle Probleme, die Frauen untereinander haben, neu bearbeitet werden müssen. Was wollen junge Frauen, womit beschäftigen sich Frauen im mittleren Alter, welche Unterstützungen benötigen ältere Frauen, welche Bilder entwirft man von sich und anderen, welche Rolle weist man sich und anderen Frauen zu, welche Erwartungen hat man an Männer, und wie geht man damit um?

Bildungsprozesse, die diese Fragen biographieorientiert aufgreifen, machen deutlich, wie subjektive Veränderungsprozesse im Dialog vonstatten gehen. Damit ist aber noch nichts über die Transformierung in den Alltag gesagt. Ein offener Diskurs mit Männern, ob am Arbeitsplatz oder in der Familie, hat noch nicht einmal begonnen. Bisher arbeiten Frauen mit zwei Wissenssystemen und können im männlichen Kontext auf das eine und im weiblichen Kontext auf das andere zurückgreifen.

Wie wichtig eine genauere Beachtung der Kommunikationsstrukturen und der Selbst- und Fremdbilder zwischen den Geschlechtern, aber auch der Frauen untereinander ist, wird daran deutlich, daß es nach den Kriterien von Leistung und Bildungsstand keine Gleichberechtigungsprobleme mehr geben dürfte. Denn die meisten Anforderungen aus dem Gleichheitsdiskurs scheinen erfüllt, der gesellschaftliche Einfluß von Frauen hat sich aber keineswegs verbessert. Das gilt faktisch nicht einmal für ihren stundenmäßigen Anteil an Arbeit (Statistisches Bundesamt 1997). Auch hier sind neue theoretische Anstrengungen notwendig. Aber nicht nur formale, sondern auch mentale Strukturen verändern sich nur sehr langsam, so daß wir bildungstheoretisch stärker die weibliche Deutungskultur im Kontext ihrer privaten und gesellschaftlichen Realität bedenken müssen. Eine Abgrenzung von alten Weiblichkeitsklischees, ohne dabei männliche Vorstellungen zu kopieren, benötigt also aktiv reflexives Handeln, und zwar nicht nur im privaten, sondern auch im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben. Familienleben und Karriere dürfen, wenn es für die Frauen keine Verarmung und Reduzierung ihrer Möglichkeiten geben soll, nicht mehr gegeneinander ausgespielt werden. Dazu bedarf es aber eines neuen Verständnisses, das die Realisierung weiblicher Potentiale zum Ausgangspunkt des Denkens von Weiblichkeit im Geschlechterverhältnis

macht und diese Vorstellungen in die Gesellschafts- und Wirtschaftspolitik hinein verlängert. Ein solches Verständnis von Weiblichkeit kann nur mit einem neuen Verständnis von Männlichkeit und Väterlichkeit einhergehen.

Viele Gleichheitstheoretikerinnen, besonders ehemals sozialistischer Provenienz, kämpfen hier längst überholte Kämpfe, sie wehren sich gegen Vorstellungen einer selbstbewußten neuen Weiblichkeit und streben sozusagen einen neutralen Zwischenstand an. Dieser wird jedoch bei Frauen anders bewertet als bei Männern. Außerdem verschließt dieser Ansatz den Blick vor den aktuellen Problemlagen und konstatiert nicht den Emanzipationsrückstau, der im fehlenden „*affidamento*“ unter Frauen liegt, was zu mangelnder Unterstützung und Toleranz der Frauen untereinander führt. Frauen knüpfen nicht so nachdrücklich, aber auch nicht ausreichend funktional distanziert die notwendigen Netze. Eine Folge davon ist, daß viele jüngere Frauen keine Notwendigkeit für die Beschäftigung mit der Frauenfrage mehr sehen. Sie haben mit dieser Position insoweit sicher recht, als sie das Schulsystem sehr erfolgreich durchlaufen haben und auch ohne Probleme einen Studien- oder einen Ausbildungsplatz bekommen; aber im Berufsleben, wo Leistung nur eine Größe unter anderen Einflußfaktoren ist, spielen Persönlichkeit, soziale Position und private Situation eine große Rolle. Hier besteht neuer Kommunikationsbedarf zwischen den Frauengenerationen.

Zur Selbstvergewisserung wie auch zur Lebensplanung gehört die Konzeption der eigenen Weiblichkeit, weil es kaum noch feste Identitätsangebote gibt und man die wenigen vorhandenen für sich nicht akzeptieren mag. Von dieser Forderung kann man sich nicht verabschieden, sonst wirken Denk- und Verhaltensmuster weiter, die man überwunden zu haben glaubte; man agiert vorbewußt und lebt gerade dann doch wie die eigene, in jungen Jahren häufig abgelehnte Mutter.

Habitualisierte Erfahrungen und die Erwartungen der Eltern durchkreuzen sich, suchen nach Bestätigungen im Berufsalltag und halten dort die gleichen Fallen wie in der Familie bereit. Nur selbstbewußte Mütter können starke Töchter gelten lassen; nur Väter, die Frauen achten, tragen zur Selbstakzeptanz der Töchter bei (vgl. Chodorow 1985, Flaake/King 1992, Olivier 1987). Emotionale Dispositionen und kognitive Fähigkeiten müssen miteinander versöhnt werden, sie brauchen weibliche Weisheit, die ihre gesellschaftliche Stellung nicht verleugnet, sondern aus einer neuen inneren Mitte heraus argumentiert sowie ihren Anspruch und vor allem ihre Absichten für das Geschlechterverhältnis und die Organisation der Zweigeschlechtlichkeit selbstverständlicher gestaltet. Dazu bedarf es in allen Lebensphasen und Problemlagen eines Rückhalts. Hierzu könnten die Erwachsenen- und Weiterbildungsinstitutionen neue Formen von beratendem Lernen anbieten. Voraussetzung aber bleibt, daß Frauen sich als weibliche Wesen positiv annehmen können und den Rückhalt für die individuelle Selbstgestaltung auch in Differenz zu anderen Frauen finden. Dies ist nicht Biologismus, sondern diese Sicht berücksichtigt Entwicklungsprozesse, Sozialisationsverläufe und Erziehungsmechanismen in ihren für die gesellschaftlichen Prozesse maßgeblichen Mikrostrukturen. Sie verweist auf die Notwendigkeit, Ambivalenzen, Widersprüchlichkeiten, Selbstblockaden als Folgen einer undeutlichen Auflösung der Geschlechterklischees für die Frauenbildung stärker in den Mittelpunkt der Reflexion zu stellen. Es geht dabei um einen inneren Aufklärungsprozeß. Sich als weibliches Wesen anzunehmen bedeutet nicht, alten Weiblichkeitsklischees zu folgen, wie Mütterlichkeit nicht die Übernahme einer Hausfrauenrolle meint oder womöglich dem Mythos des Ewig-

Mütterlichen zu folgen bedeutet. Mütterlichkeit und Väterlichkeit müssen neu zusammengedacht werden.

Die Selbstentfernung der Frau von ihren Potentialen macht sie zu einem „nicht vollwertigen Mann“. Eine solche Positionsentwicklung im Geschlechterverhältnis würde die Masse der Frauen in die rechte gesellschaftspolitische Ecke treiben, wo sie mit dem Potential akzeptiert würden, über das sie unmittelbar verfügen, ohne sich aber neu definieren zu können. Aber die dann nicht vorhandene gesellschaftliche öffentliche Akzeptanz wirkt dann weniger als Problem, da nicht anders gekannt, weil besonders bei den jungen Frauen eine gleiche Schul- und Berufsausbildung als nicht mehr hintergebar begriffen wird.

Wenn Frauen ein gleichberechtigtes Leben führen wollen, aber ihre körperlichen Potentiale gesellschaftlich nicht akzeptiert werden, setzen selbstzerstörerische Entwicklungen ein. Wenn die weibliche Gebärfähigkeit als Kompensation eines männlichen Mangels betrachtet wird und Frauen nur in Abhängigkeit von Männern begrenzte berufliche und persönliche Entwicklungschancen wahrnehmen können, entstehen Selbstbewußtseinsprobleme. Man kann diese nicht lösen, indem man einfach die Geschlechtsbedingtheit und ihre Folgen im Lebenslauf negiert. Alle bisherigen Ideologien und Entwürfe von einer anderen weiblichen Natur mit Folge für die Intelligenz bis zu anderen Defizitvorstellungen sind aufgelöst; es ist nicht mehr nötig, hier neue Tabuisierungen vorzunehmen. Sie sind obsolet geworden, weil die Realität in überwältigender Weise über das Bildungssystem ein anderes Ergebnis produziert hat. Gleichzeitig können sich weibliche Potentiale nicht entfalten, weil die gesellschaftlichen Organe und die Arbeitsfelder sich an den männlichen Lebenslauf nach klassischem Männerklichee halten und die Familienaufgaben immer noch vorrangig den Frauen zugeordnet sind. Wahrscheinlich muß der weibliche Lebenslauf zur Leitkultur werden, damit es eine geteilte Macht in den gesellschaftlichen Feldern gibt. Wir stehen hier erst am Anfang eines neuen Geschlechterdialogs, der aber institutionelle Veränderungen in großem Ausmaße nach sich ziehen wird. Um diesen führen zu können, sind in unterschiedlichsten Formen neue Diskurse unter Frauen, mehr Selbstbewußtsein, mehr Zukunftsvisionen (McCorduck/Ramsey 1988) und mehr gesellschaftliche Verantwortungsübernahme nötig. Aber auch kritische Selbstsichten sind gefordert, damit deutlich wird, auf welchem Wege sich die Neudefinition des Geschlechterverhältnisses befindet. Hier wird es nicht nur positive Einschätzungen geben.

## **Bildung als Weg**

Bildungstheoretisch sind aber nicht die Sollvorstellungen neuer Weiblichkeitskonstruktionen von Interesse, sondern die Entwicklungsprozesse zwischen

- alten Deutungsbeständen und neuen Verantwortungen,
- neuen Demütigungen am Arbeitsplatz trotz oder gerade wegen gleicher Fähigkeiten, aber geringeren Aufstiegschancen,
- Entscheidungsproblemen in verschiedenen Lebensphasen, was die Familie betrifft sowie Alterungsprozessen und der dafür nötigen Verarbeitung von Klischeevorstellungen von älteren und alten Frauen.

Bildung begleitet diese Transformationsprozesse, sie kann potentielle Perspektiven beschreiben, Erklärungen einbringen, auch alternative Modelle vorstellen und über vergleichbare Realitäten berichten. Der wesentliche Auftrag der Frauenbildung liegt aber darin, jede Frau zu befähigen, aktiv und selbstbestimmt ihre eigene Position zu finden. Ein nicht zu hintergehender Aspekt scheint mir aber bei Frauen, die Erwachsenenbildungs- und Weiterbildungsinstitutionen besuchen, die Auseinandersetzung mit dem schmerzhaften Thema einer neu zu findenden Weiblichkeit zu sein. Hier bedarf es positiver Stärkungen und neuer Ermutigungen zu Selbstentwürfen.

Weibliche Selbstverleugnung, die häufig bei jungen Frauen in der psychosomatisch bedingten Magersucht ihren Ausdruck findet, führt zur Selbstvernichtung und nicht zu neuer Ich-Identität. Selbstzerstörungen auch anderer Art werden neuen Berichten zufolge verstärkt bei Frauen beobachtet. Die aktuelle Presse berichtet z.Zt. darüber, daß junge Mädchen sich Schmerzen mit Verletzungen zufügen. Im Zufügen von Schmerz erleben sie sich als Ausführende eines Tuns, das Wirkung hat. Welche Möglichkeiten liegen hier brach, die, in geistige Energien umgewandelt, besser zur Einlösung einer humanen Geschlechterdemokratie zu nutzen wären?

Das schon weiter oben erwähnte, vielfach von Frauen nachgefragte Gesundheitsangebot (vgl. Blättner 1998, Venth 1987) bekommt vor diesem theoretischen Hintergrund eine größere Plausibilität, da es die Körperlichkeit nicht mehr als unpolitische Dimension bei der Bearbeitung der Geschlechterfrage ansieht. Frauen widersetzen sich hier bereits der ihnen angetragenen Selbstzerstörung. Sie bemühen sich um körperliche Stabilität.

Vor diesem Hintergrund hat sich die Erwachsenenbildung und nicht nur die Frauenbildung Gedanken über neue Lernformen aus der Geschlechterperspektive, über sozialemotionales Lernen von Frauen untereinander, aber auch zwischen den Geschlechtern und zwischen den Generationen zu machen. Schlüsselthemen müssen hier sein: Weibliche Ambivalenzen, Körperlichkeit und Annahme der Weiblichkeit, Selbstbewußtsein in allen Facetten, Individuation, Erfahrungslernen über abgelehnte und akzeptierte weibliche Kulturen, Zweigeschlechtlichkeit/Geschlechterrelationen in gesellschaftlichen Institutionen.

Auch wenn die Verhältnisse gegenwärtig für Veränderungen nicht günstig sind, ist das bequeme Sich-Einrichten in ihnen wohl die denkbar unakzeptabelste Haltung. Es ist das Los der Erwachsenenbildung, die Folgen von Erziehung, Bildung und gesellschaftlichen Erfahrungen in ihrer ganzen Breite in den Mikrostrukturen des Handelns und in den Erfahrungen und habitualisierten Interpretationsmustern besonders deutlich im Alltag präsentiert zu bekommen. Aber die Erwachsenenpädagogik hat dies noch nicht aufgearbeitet. Wir sollten sie – gerade was Frauenbiographien als Lern- und Verlernbiographien betrifft – mehr in die Öffentlichkeit bringen. Was hindert uns daran?

## **Literatur**

- Baumert, Jürgen: Koedukation oder Geschlechtertrennung. In: Zeitschrift für Pädagogik, 38(1992)1, S. 83-101
- Becker-Schmidt, Regina: Von Jungen, die keine Mädchen und von Mädchen, die gerne Jungen sein wollten. Geschlechtsspezifische Umwege auf der Suche nach Identität. In: Becker-Schmidt, Re-

- gina/Knapp, Gudrun-Axeli: Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main und New York: Campus, 1995, S. 220-246
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli: Geschlechtertrennung – Geschlechterdifferenz. Suchbewegungen sozialen Lernens. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft, 1987
- Beckmann, Petra/Engelbrech, Gerhard (Hrsg.): Arbeitsmarkt für Frauen 2000 – Ein Schritt vor oder ein Schritt zurück? Kompendium zur Erwerbstätigkeit von Frauen. Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit (AbeitrAB 179). Nürnberg 1994
- Blättner, Beate: Gesundheit läßt sich nicht lehren. Professionelles Handeln von KursleiterInnen in der Gesundheitsbildung aus systemisch-konstruktivistischer Sicht. Bad Heilbrunn/Obb. 1998
- Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main 1991
- Butler, Judith: Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der Postmoderne. In: Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy: Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt am Main 1993
- Butler, Judith: Körper von Gewicht: Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt am Main 1997
- Chodorow, Nancy: Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. München 1985
- Drerub, Heiner: Die neuere Koedukationsdebatte zwischen Wissensanspruch und politisch-praktischem Orientierungsbedürfnis. In: Zeitschrift für Pädagogik, 43(1997)6, S. 853-875
- Ehrich, Karin: Stationen der Mädchenschulreform. Ein Ländervergleich. In: Kleinau, Elke/Opitz, Claudia: Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Frankfurt am Main und New York 1996, S. 129-148
- Faulstich-Wieland, Hannelore: Geschlecht und Erziehung – Grundlagen des pädagogischen Umgangs mit Mädchen und Jungen. Darmstadt 1995
- Faulstich-Wieland, Hannelore/Horstkemper, Marianne: Trennt uns bitte, bitte, nicht! Koedukation aus Mädchen- und Jungensicht. Opladen 1995
- Flaake, Karin/King, Vera (Hrsg.): Weibliche Adoleszenz. Zur Sozialisation junger Frauen. Frankfurt am Main und New York 1992
- Flaig, Berthold Bodo/Meyer, Thomas/Ueltzhöffer, Jörg: Alltagsästhetik und politische Kultur. Zur ästhetischen Dimension politischer Bildung und politischer Kommunikation, Bonn 1993
- Geissler, Birgit/Maier, Friederike/Pfau-Effinger, Birgit (Hrsg.): FrauenArbeitsMarkt. Der Beitrag der Frauenforschung zur sozio-ökonomischen Theorieentwicklung. Berlin 1998
- Gieseke, Wiltrud: Eingreifende Bildung – Formen der Frauenbildung. In: Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung (Hrsg.): Frauen- und Geschlechterforschung in den Erziehungswissenschaften, Bulletin Nr. 17, Berlin 1998, S. 54-61
- Goffman, Erving: Interaktion und Geschlecht. Frankfurt am Main 1994
- Höhler, Gertrud: Wölfin unter Wölfen. Warum Männer ohne Frauen Fehler machen. München 2000
- Horstkemper, Marianne: Schule, Geschlecht und Selbstvertrauen. Eine Längsschnittstudie über Mädchensozialisation in der Schule. Weinheim und München 1988
- Irigaray, Luce: Genealogie der Geschlechter. Freiburg: Kore, 1989
- Joas, Hans: Die Kreativität des Handelns. Frankfurt am Main 1996
- Knapp, Gudrun-Axeli: Unterschiede machen: Zur Sozialpsychologie der Hierarchisierung im Geschlechterverhältnis. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main und New York 1995, S. 163-194
- Kreienbaum, Maria/Metz-Göckel, Sigrid: Koedukation und Technikkompetenz von Mädchen. Der heimliche Lehrplan der Geschlechtererziehung und wie man ihn ändert. Weinheim u.a. 1992
- Libreria delle donne di Milano: Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis. Berlin: Orlanda Frauenverlag, 1988
- Mayer, Susanne: Also doch lieber nur Mutti sein? Der große Traum heißt: Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Aber die Skepsis wächst, ob es denn geht. In: Die Zeit Nr. 30 v. 16.07.1998, S. 51f.
- McCorduck, Pamela/Ramsey, Nancy: Die Zukunft der Frauen. Szenarien für das 21. Jahrhundert. Frankfurt am Main 1998

- Nagl-Docekal, Herta: Feministische Philosophie. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven. Frankfurt am Main 2000
- Nickel, Hildegard Maria/Schenk, Sabine: Prozesse geschlechtsspezifischer Differenzierung im Erwerbssystem. In: Nickel, Hildegard Maria/Kühl, Jürgen/Schenk, Sabine (Hrsg.): Erwerbsarbeit und Beschäftigung im Umbruch. Berlin 1994, S. 259-282
- Olivier, Christiane: Jokastes Kinder. Die Psyche der Frau im Schatten der Mutter. Düsseldorf 1987
- Pfister, Gertrud/Valtin, Renate (Hrsg.): MädchenStärken. Probleme der Koedukation in der Grundschule. Frankfurt am Main 1993
- Rabe-Kleberg, Ursula: Frauenberufe – Zur Segmentierung der Berufswelt. Bielefeld 1992
- Schiersmann, Christiane: Bedingungen zur Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Familienarbeit im europäischen Vergleich – unter besonderer Berücksichtigung von Elternurlaubsregelungen. In: Zeitschrift für Frauenforschung 13/1995
- Schütze, Yvonne: Geschlechtersozialisation. In diesem Band
- Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Datenreport 1997. Einstellungen zur Rolle der Frau. Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn
- Suwelack, Dorit M.: Die stumme Beziehungssprache der Geschlechter. Frankfurt am Main u.a. 1998
- Tannen, Deborah: Du kannst mich einfach nicht verstehen. Warum Männer und Frauen aneinander vorbeireden. Hamburg 1991
- Tannen, Deborah: Das hab' ich nicht gesagt! Kommunikationsprobleme im Alltag. Hamburg 1992
- Tillman, Klaus-Jürgen (Hrsg.): Jugend weiblich – Jugend männlich: Sozialisation, Geschlecht, Identität. Opladen 1992
- Valtin, Renate: Geschlechtsspezifische Sozialisation in der Schule – Folgen der Koedukation. In diesem Band
- Venth, Angela (Hrsg.): Gesundheit und Krankheit als Bildungsproblem. Bad Heilbrunn/Obb. 1987
- Winterhager-Schmid, Luise (Hrsg.): Konstruktionen des Weiblichen. Ein Reader. Weinheim 1998